

Jens-F. Dwars

Oh, just remember, remember, remember

Woran es sich zu erinnern gilt.

Zur Verleihung des Caroline-Förderpreises an Lara Rüter

Eine junge Frau, Jahrgang 1990, die Kulturwissenschaften in Hildesheim und Literarisches Schreiben am Deutschen Literaturinstitut in Leipzig studiert hat, schreibt über eine junge Frau, die sich entscheidet, das Ungeborene in ihrem Leib nicht auszutragen, den „Haufen Zellen“, wie sie es nennt, mit zwei Tabletten aus der Welt zu schaffen.

Eine erschreckende Geschichte, darf man sie für einen Preis auswählen, der nach Caroline Böhmer-Schlegel-Schelling benannt ist, einer vierfachen Mutter? Darf Mann, mit zwei N, über eine solche Geschichte überhaupt richten, ja reden? Ist das nicht ein ureigener Bereich weiblicher Erfahrung, über den zu sprechen schon männliche Anmaßung wäre? Ein Übergriff, eine Einmischung, die sich in Zeiten von Me too verbietet?

Nein, sagen die beiden Jury-Kolleginnen, die sich mit mir gemeinsam für den Text entschieden haben, das wäre ja nur wieder ein Klischee, eine andere Art der Entmündigung, wenn nur Frauen über Geschichten von Frauen über Frauen urteilen dürften. Es gehe ja nicht allein darum, was da mitgeteilt werde, sondern wie dies geschieht, mit welchen Mitteln der Sprache. Es geht um Literatur, nicht (nur) um Abtreibung. Und über Sprache darf, kann und soll sich jeder ein eigenes Urteil bilden, ganz gleich, ob Mann oder Frau oder zu welchem Geschlecht auch immer er, sie oder es sich bekennt.

Doch kann man das so einfach trennen: ein Erleben, eine Grenzerfahrung, die nur Frauen zugänglich ist, die kein Mann am und im eigenen Leib zu spüren vermag und deren Mitteilung in Worten?

Da die Kolleginnen in der Mehrzahl waren, überstimmten sie meine Bedenken. Und so stehe ich nun, demokratisch beauftragt, vor Ihnen und muss über etwas sprechen, das uns, wenn wir ehrlich sind, die Sprache verschlägt.

Beginnen wir mit dem Titel: „Oh, just remember, remember, remember“. Inmitten des Textes gibt sich der Aufruf, die Mahnung, sich zu erinnern, als Zitat zu erkennen. Eleanor Bergstein habe das Motiv des illegalen Schwangerschaftsabbruchs gleichsam als Kontrapunkt ins Drehbuch zu „Dirty Dancing“, jenes allzu seichten Liebesfilms eingeschrieben, der für das steht, was Millionen heute unter „Romantik“ verstehen, eben weil auch junge Frauen längst die Zeit vor der Legalisierung des Abbruchs vergessen hätten. Mit der Frauenrechtlerin Susan Anthony habe sie denen zugerufen: „Oh, just remember, remember, remember.“

Geradezu eingehämmert wird die Erinnerung an das Ringen um weibliche Selbstbestimmung: *Erinnere dich, erinnere dich, erinnere dich ...* Das klinge vernünftig, sagt die Ich-Erzählerin, aber „auch nach Paranoia“. Als sei das hart erkämpfte Recht zerbrechlich, als könne es wieder verschwinden: „Das Trauma ist, keine Kontrolle ... über den eigenen Körper zu haben, und es beeinflusst, wie sich Frauen heute mit ihrem Körper bewegen. Zu vorstellbar ist es, dass erneut gekämpft werden muss, gegen ein patriarchales Gesetz ...“

Das klingt nun wirklich schon paranoid: als sei jede weibliche Bewegung, jegliche Körperregung von Frauen im Hier und Jetzt von der heimlich unheimlichen Furcht besetzt, die Kontrolle über eben diesen Körper zu verlieren. Tatsächlich könnte man diesen Eindruck gewinnen, wenn man sich die Berichte über „Me too“ in Erinnerung ruft, die seit einem halben Jahr von den ebenso sensationsheischenden Berichten über Corona abgelöst wurden. Sensationen sind das Wesen von Medien, die mit Nachrichten ihr Geschäft betreiben. Frauen erscheinen als Freiwild einer erzpatriarchalen Gesellschaft. Dabei belegt gerade „Me too“ das Gegenteil: Frauen treten weltweit aus dem Schatten des Patriarchats heraus, ringen – gemeinsam mit Männern – um Gleichberechtigung und um eine eigene Stimme. Um so beschämender sind die Tatsachen fortdauernder Benachteiligung, die Statistiken, Bilder und

Erzählungen von Missbrauch und Gewalt. Um so dringender aber auch die Frage nach den Gründen, nach den politischen, sozialen und ökonomischen Verhältnissen, in denen sich Herrschaft immer wieder erneuert.

Doch Halt: In dem Essay von Lara Rüter geht es ja gar nicht um nackte Gewalt. Ihre Ich-Erzählerin ist nicht das Opfer einer Vergewaltigung und es gibt auch keine medizinischen Gründe, wie bei 96 % aller Schwangerschaftsabbrüche, 100.893 allein im Jahr 2019, berichtet die Erzählerin. Der Vater ihres Kindes hat sie offenbar weder bedrängt, noch auf andere Art unterdrückt. Er taucht in dem Text nur nebenbei als „der Mann“ auf, mit dem die Frau sich nicht berät, als ginge es nicht um ein gemeinsames Leben. Sie geht zur Beratung einer Ärztin, weil das Gesetz es vorschreibt. Als beim Ultraschall der Herzschlag des Embryos ertönt, fragt eine Schwester sie, ob sie sich nicht freue. Nüchtern registriert der Text: „Ich nehme ihr das nicht übel, weil sie eine herzliche Oma ist, die ihr trockenes Ossi-Lachen bewusst zu ihrem Markenzeichen gemacht hat, in deren Weltbild es gar nicht die Möglichkeit gibt, dass diese Zellen sich nicht zu einem schmerzempfindlichen Wesen mit Bewusstsein entwickeln werden.“

Ich muss gestehen, dass ich beim ersten Lesen zwei Fragezeichen hinter diese Passage gesetzt habe. Ist dieses Belächeln des herzlichen „Ossi-Lachens“ jene Wessi-Arroganz, die sich selbst nicht mehr wahrnimmt? Und was ist das für ein Weltbild, in dem ungewollte, ungeplante, unkontrollierte Kinder keinen Platz mehr haben?

Ich bin in einem Alter, wo ich längst Großvater sein könnte, ein Ossi-Vater, der mit seinen Söhnen noch herumtollen konnte, weil er jung und unbeschwert genug dafür war, inmitten eines falschen, eines Diktatorlebens, in dem es doch das wahre vermeintlich nicht geben konnte. Was hindert meine Kinder heute daran, warum sind ihnen in der Welt der Freiheit Job, Wohnung und Reisen wichtiger, als Leben zu schenken? Ich sag das ohne Vorwurf, mit der Ratlosigkeit eines alternden Mannes, der über diese seltsame Wirklichkeit nur staunen kann.

Vielleicht hilft uns der Text dieser jungen Frau, die im Alter meiner Söhne ist. Ihre Ich-Erzählerin bleibt bei ihrem Nein, obwohl sie „jetzt weiß, dass nach dem Wissen um den Herzschlag wirklich alles anders ist“, weil die Zellen nun mehr sind als Zellen, weil da ein Leben entsteht. Ihr fällt Miranda in *Sex in the City* ein, eine Figur in einer TV-Serie, die sich kurz vorm Abbruch, im Wartezimmer, für ihr Kind entscheidet. „Einfach ist das bei ihr, Karriere nicht wichtiger als ein neues Leben, vielleicht geht sogar beides. Gegenüber diesem Klischee stehe ich, gegenüber dieser Norm, der Vorstellung, dass Muttersein ein normales Glück ist.“

Das Ich weigert sich, eine Rolle zu spielen, es verweigert die Norm, „als Frau plötzlich nach allgemeiner Ansicht alt genug (zu) sein, um meinen Körper abzugeben“, sich selbst „in einen Brutkasten“ zu verwandeln. Es will sich nicht selbst zu einer Gebärmaschine verdinglichen, will nicht in seiner sozial zugeschriebenen Natur-Rolle als Gebärende funktionieren – und verdinglicht sich gerade damit zu einem Es, einem Körper, in dem die Natur wider sich selbst rebelliert: „Der Körper wird mich von dem trennen, was mich vorher berührte und mich lebendig fühlen ließ. Er wird Zärtlichkeiten verändern, gegen mich arbeiten.“

Körper ist ein Begriff der Physik, eine Abstraktion von dem, was allein wir sinnlich erfahren: der Welt der Leiber mit ihren anarchischen Lüsten, Ängsten und Begierden, die keiner Ordnung gehorchen. Der Leib, der seine organische Frucht abtreiben soll, rebelliert in Gestalt eines Körpers, den das Ich als seinen Besitz unter Kontrolle bringen will. Aber der Leib als Organ der Natur gehört uns nicht, wir gehören ihm. Wir sind ein Doppeltes oder vielmehr Dreifaches: Wesen der Natur, der Gesellschaft und des Geistes, der uns ermutigt, verlockt und verführt, uns über die natürlichen und sozialen Bedingungen unserer Existenz zu erheben, uns selbst zu erschaffen. Aber können wir das, kann es glücken ohne die Versöhnung mit unseren Voraussetzungen?

Lara Rüter umkreist diese Frage, indem sie eine Frau zeigt, die auf geradezu exemplarische Weise ihr Recht auf Abtreibung als Recht auf Selbstbestimmung an sich selbst demonstriert und dabei auch die Kehrseite einer nur rational bestimmten Emanzipation zur Sprache bringt: „In meiner Freiheit zu entscheiden liegt auch etwas Dunkles für mich, etwas, das sich meiner Kontrolle entzieht. Mit meinem Körper trage ich die größere Last, wenn es darauf ankommt. Deshalb habe ich das letzte Wort ...“ Aber der Text selbst korrigiert sie. Das letzte Wort hat das Lebendige in uns, das sich auf kein letztes Wort reduzieren läßt, das im Text in collageartigen Einschüben aufblitzt: in der verstörenden Information, dass Mäuse ihre Föten abstoßen, wenn sie an neue Männchen geraten, und mehr noch im Bericht von einer Orang Utan-Horde, die sich den Leichnam eines toten Kindes einverleibt, ihn zerreißt und auffrißt. „Ich suche ... eine Sprache für ein Reden über Leben und Tod“, heißt es in dem Essay zuletzt: „... ich lasse die Worte entgleiten, die sich sinnlos anfühlen, halte manche fest, während ich weitersuche nach anderen und abwarte.“

Solch intensive Suche nach Worten hätte Caroline gewiss gefallen. Die Jury dankt Lara Rüter für ihren bewegt-bewegenden Essay. Möge der Förderpreis zum Caroline-Preis für Essayistik sie ermutigen weiterzusuchen.